

HEYNE <

ZUM BUCH

Nach einem Autounfall hat Nick Barron das Gedächtnis verloren. Er weiß nur, dass er in seinem vorigen Leben ein Cop war. Jetzt wohnt Barron bei seiner Schwester in einem einsamen Landhaus. Doch schnell kommt ihm der Verdacht, dass die Menschen um ihn herum ihn belügen. Als eine Bande maskierter Killer das Haus überfällt, bricht für Barron die Hölle los. Offensichtlich verfügt er über ein gefährliches Wissen – doch er kann sich an nichts erinnern. Es beginnt eine furiose Hetzjagd ...

ZUM AUTOR

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei Kinder. Die Authentizität seiner Romane ist seiner intensiven Recherche zu verdanken. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Mit *Gnadenlos (Relentless)* gelang ihm international der Durchbruch, mittlerweile zählt er in Großbritannien zu den erfolgreichsten Thrillerautoren und wurde für mehrere Awards nominiert. Seine Bücher sind in dreizehn Sprachen erschienen. Mehr Infos zum Autor unter www.simonkernick.com.

Am Ende des Buches findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis aller im Wilhelm Heyne Verlag lieferbaren Simon-Kernick-Thriller.

Ebenfalls erhältlich sind folgende exklusive E-Book-Novellen von Simon Kernick:

Racheblut

Todeszeit Teil 1–3

Mordtage

SIMON KERNICK

DAS ERWACHEN

Thriller

Aus dem Englischen
von Anke und Eberhard Kreutzer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE FINAL MINUTE
erschien 2015 bei Century, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2016
Copyright © 2015 by Simon Kernick
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Ulrike Nikel
Printed in Germany
Umschlagillustration: Nele Schütz Design unter
Verwendung von © Arcangel/Nik Keevil
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43840-8

www.heyne.de

Für Nick. Hier, bitte sehr!

1

Seit einer Weile hatte ich das dumpfe Gefühl, jemand anders zu sein, als alle behaupteten.

Das fing vor einer Woche an. Ich wollte eine Flasche Rotwein aus dem Keller holen, kam ins Stolpern, stürzte die Treppe hinunter und schlug mit dem Kopf auf dem Steinboden auf. Wegen einer leichten Gehirnerschütterung behielten sie mich zur Beobachtung über Nacht im Krankenhaus, und seit meiner Entlassung wurde ich den Verdacht nicht mehr los, dass irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugging.

Das Ganze hier kam mir spanisch vor. Zum Beispiel meine Schwester: Sie hatte mich, behauptete sie, nach dem Unfall in ihrem Haus aufgenommen und sorgte nun schon seit über zwei Monaten für mich, was möglicherweise stimmte, möglicherweise aber auch nicht, da in meinem Kopf die Tage wie in einem Nebeldunst fließend ineinander übergehen. Ums Verrecken konnte ich nicht sagen, ob ich einfach nur paranoid war oder mit meinem Bauchgefühl richtiglag. Ohne Langzeitgedächtnis bist du aufgeschmissen, und dir bleibt nichts anderes übrig, als denen zu vertrauen, die sich um dich

kümmern, erst recht einem Fachmann, der dir dabei helfen soll, dein Gedächtnis wiederzuerlangen, genauer gesagt, dem Mann, der mir gerade im Zimmer gegenüber saß: Dr. Bronson, Psychiater, groß, gepflegte Erscheinung, schwarze Mähne mit Silbersträhnen, schmales, einfühlsames Gesicht. Vor ein paar Jahren wohl noch markant und gut aussehend, steuerte er schätzungsweise auf die sechzig zu und hatte den Kampf mit der Schwerkraft schon halb verloren. Alleinstehende Damen ohne Alter standen wahrscheinlich auf den Typ. Bei allem gravitätischen Ernst kehrte er gerne den schrägen Vogel heraus – zum Beispiel mit seinen gewagten modischen Akzenten, dem Tweedanzug mit Weste zur roten Fliege, farblich auf die Brille abgestimmt, als i-Tüpfelchen grellrosa Socken zu ausgelatschten braunen Schuhen.

»Wie ist es denn die letzten Tage so gelaufen, Matt?«, fragte der Doktor mit leiser, doch sonorer Stimme. Seit er einmal die Woche zu unseren Sitzungen ins Haus meiner Schwester kommt, eröffnet er das Gespräch mit den immer gleichen Worten.

»Wie ist es uns denn seit dem letzten Mal ergangen, Matt?«

»Was soll ich sagen? Nicht viel anders als sonst.« Was bis vor wenigen Tagen der Wahrheit entsprochen hätte. Inzwischen sah die Sache etwas anders aus.

»Sie wirken heute ein wenig bedrückt«, stellte Dr. Bronson fest. »Kopf hoch, Matt. Es braucht nun einmal seine Zeit, sich von einem derart schweren Gehirntrauma zu erholen. Manchmal Monate. In seltenen Fällen Jahre.

Wir müssen uns in Geduld fassen. Auch wenn es nur millimeterweise vorangeht.«

Das Gehirntrauma verdankte ich dem Autounfall. Vor einigen Monaten war ich in den frühen Morgenstunden auf einer einsamen Landstraße in Hampshire von der Fahrbahn abgekommen und gegen einen Baum gerast. Aus irgendeinem Grund war ich dabei nicht angeschnallt, was mir wahrscheinlich das Leben rettete, denn ich wurde durch die Windschutzscheibe sechs bis sieben Meter weit durch die Luft geschleudert – und lag in sicherer Entfernung im Gestrüpp, als der Wagen in Flammen aufging. Als ich drei Monate später aus dem Koma erwachte, fand ich mich in diesem Leben wieder.

Ein unbeschriebenes Blatt.

Ohne jeden Zweifel das einsamste Gefühl der Welt.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte ich gereizter als beabsichtigt. »Ich habe nur den Eindruck, dass wir auf der Stelle treten.«

»Nein, das stimmt nicht«, widersprach mir Bronson mit allem Nachdruck. »Wir haben schon eine Menge erreicht. Sie können sich wieder erinnern, wie Sie mit Ihrer Schwester aufgewachsen sind; Sie wissen, dass Sie des Öfteren mit Ihrer Familie zum Camping gefahren sind. Wir sind gerade dabei, die Puzzleteile Ihrer Kindheit Stück für Stück zusammenzufügen, Matt. Das ist ein solider Grundstock, um uns als Nächstes an Ihre späteren Jahre heranzutasten und aus einzelnen Momentaufnahmen Ihren Lebenslauf zu rekonstruieren. Am Ende haben Sie Ihr Gedächtnis vollständig wiederhergestellt. Bei einer derart schweren Amnesie, wie sie

bei Ihnen vorliegt, kommen die Erinnerungen oft nur sehr langsam an die Oberfläche, und meistens die frühesten zuerst. Kann sein, dass wir auf die Frage, was Sie in jener Nacht dort auf der Landstraße zu suchen hatten, niemals eine Antwort finden. Vielleicht bleiben auch die letzten Monate vor dem Unfall für immer verschüttet, aber darüber hinaus gebe ich Ihnen Ihr Leben zurück, Matt. Daran dürfen Sie keinen Moment lang zweifeln. Es ist wie eine Kiste, die wir zentimeterweise aufstemmen müssen.«

Ich seufzte. »Ich gebe mir ja Mühe.«

»Demnach ist Ihnen seit unserer letzten Sitzung nichts mehr eingefallen?«

Ich schwieg. Sollte ich es ihm sagen oder nicht? »Alles, was wir hier besprechen ist vertraulich, ja? Ich meine, das alles hier bleibt unter uns?«

Er lächelte. »Selbstverständlich«, versicherte er mir. »Ich unterliege der strengsten Schweigepflicht. Nichts, was zwischen uns zur Sprache kommt, dringt nach draußen. Dann ist Ihnen also doch etwas eingefallen?«

Wieder kämpfte ich mit mir. Die Sache war nämlich die: Ich traute Dr. Bronson nicht ganz über den Weg. Ich hätte keine Gründe nennen können. Er wirkte ganz und gar echt, und genau das machte mich stutzig. Er wirkte ungefähr so echt wie ein Schauspieler, der ganz in seiner Rolle aufgeht. Aber vielleicht zeigte sich gerade darin seine Professionalität, und alle Therapeuten verhielten sich gegenüber ihren Patienten mehr oder weniger so wie er. Am Ende biss ich in den sauren Apfel und tröstete mich damit, dass ich ohnehin nichts zu ver-

lieren hatte. Was schadete es also, ihm davon zu erzählen. »Ich hatte einen Traum.« *Gütiger Himmel, dieser Traum.* Ich holte tief Luft. »Haargenau den gleichen Traum zweimal, innerhalb von vier Nächten.«

»Haben Sie meinen Rat befolgt und alles aufgeschrieben?« Dr. Bronson gab keine Anweisungen, er erteilte grundsätzlich nur Rat.

»Nicht nötig. Ich erinnere mich an jede Einzelheit. Und wie gesagt, es war zweimal genau derselbe Traum. So etwas ist mir noch nie passiert. Eigentlich träume ich überhaupt nicht. Aber diesmal ...«

Dr. Bronsons war plötzlich ganz Ohr. Er schrieb etwas auf seinen Notizblock. »Nur zu, erzählen Sie mir den Traum. Von Anfang an und in allen Einzelheiten. Möglicherweise stehen wir vor einem Durchbruch, Matt.«

Genau davor hatte ich Angst. Wieso, in Gottes Namen? Ich holte tief Luft und fing an.

»Also, ich bin in einem fremden Haus. Es ist Nacht, und überall brennt Licht. Zu Beginn des Traums stehe ich vor einer Tür. Sie ist nur angelehnt, ich öffne sie und trete ein. Erst jetzt sehe ich, dass ich Handschuhe trage. Auch drinnen ist das Licht an, und als ich langsam weitergehe, befällt mich eine grauenhafte Ahnung.

Im Zimmer herrscht Chaos. Eine Lampe ist umgestürzt, auf dem Teppich streift mein Blick ein umgekipptes Weinglas und einen roten Fleck. Und dann sehe ich nur noch diese nackte Frau, die mit dem Gesicht nach oben auf einem riesigen Doppelbett liegt. Sie ist tot und die Bettwäsche rings um ihren Kopf blutgetränkt. Als

ich näher komme, sehe ich ihren zertrümmerten Schädel und die aufgeschlitzte Kehle. Sie ist jung, vielleicht Anfang zwanzig, brünett und mit einer tollen Figur. Ihr Anblick versetzt mir einen fürchterlichen Stich, ein unerträgliches Gefühl. Da ist mehr als nur Mitleid oder Abscheu im Spiel, als wäre ich in das, was dort passiert ist, persönlich verwickelt, aber ich habe keine Schuldgefühle. Ohne den Handschuh auszuziehen, lege ich ihr den Finger an den Hals, um ihren Puls zu fühlen, obwohl sie offensichtlich tot ist, ich meine, sie rührt sich nicht, und da liegt dieser widerwärtige Gestank in der Luft. Sie hat die Augen geschlossen, als ob sie nur schlief, doch als ich ihr die Hand vor den Mund halte, spüre ich keinen Atem.

Mir schnürt es so die Brust zu, dass ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Ich reiße mich zusammen und verlasse den Raum. Dann befinde ich mich wieder im Flur. Es ist übrigens ein großes, protziges Haus, mit Marmorböden, Pseudokunst an den Wänden – Sie wissen schon, grellbunte, abstrakte Gemälde. Es stinkt nach Geld, von allem das Teuerste und Beste.

Als ich weiterlaufe, höre ich plötzlich ein Geräusch hinter mir. Ich bekomme es mit der Angst, das weiß ich noch genau, und ich drehe mich um.«

Ich musste eine Pause einlegen, weil mir bei dem, was jetzt kam, das Herz im Halse pochte.

»Ich erblicke eine zweite junge Frau. Sie ist blond, trägt schwarze Spitzenunterwäsche – BH und Slip, sonst nichts – und sitzt, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Boden. Ich frage mich, was sie da zu

suchen hat. In dem Moment wendet sie mir das Gesicht zu. Und wissen Sie was? Sie ist unglaublich schön, die schönste Frau, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Erregend schön. Aber da gibt es ein Riesenproblem. Sie ist verletzt. An ihrer Schläfe klappt eine Wunde, aus der ihr das Blut ins Haar sickert und auf die Schulter rieselt. Sie hat die Augen aufgerissen und starrt ins Leere.«

An dieser Stelle stockte ich wieder, denn bei der Erinnerung an das blonde Mädchen war ich so aufgewühlt, dass ich kaum Luft bekam. Außerdem trat mir der Schweiß auf die Stirn. Dabei hätte ich nicht sagen können, ob ich es nur so packend fand, mich lebhaft an jede Einzelheit erinnern zu können, oder ob es dieselbe Erregung war wie im Traum. Ich kniff die Augen zu, um die Szene festzuhalten, bevor sie wieder im Nebeldunst verschwand.

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte Dr. Bronson. Er fügte noch etwas hinzu, was ich nicht mitbekam, weil ich mich mit aller Kraft auf die Erinnerung konzentrierte.

Ich atmete ein paarmal tief ein und aus. »Dann, dann sieht mich das Mädchen zum ersten Mal richtig an, und ihr Gesichtsausdruck verändert sich. Zuerst ist es Stauen, dann Schock. Und dann noch etwas anderes.«

Mir zog es den Magen zusammen. Aus diesem Grunde war es mir so schwergefallen, ihm von der Sache zu erzählen, doch es musste wohl sein. »Angst. Sie sieht mich an und bekommt Angst. Nein, das trifft es nicht. Sie ist in heller Panik. Ich erkenne es in ihren Augen. Sie hat panische Angst vor mir, auch wenn ich nicht

weiß, wieso.« Ich schluckte schwer. »Dann drehe ich mich um und erblicke mich in einem hohen Spiegel. Ich sehe anders aus. Das bin zwar ich, aber gleichzeitig jemand anders. Mein Gesicht ist dünner, ich habe höhere Wangenknochen. Und mein Haar ist deutlich kürzer als jetzt. Doch was mir vor allem auffällt, ist der Ausdruck in meinem Gesicht. Er ist kalt. Hart. Ohne jede menschliche Regung. Obwohl ich innerlich Höllequalen leide.«

»Können Sie Ihre Gefühle näher beschreiben?«

»Schwer zu sagen. Ich weiß, dass ich aus irgendeinem Grund unglaublich wütend bin. Gleichzeitig selber in Panik, als wäre ich in etwas Fürchterliches hineingeraten. Aber da ist noch mehr.« Ich schwieg für einen Moment, um zu überlegen und mich ganz in meinen Traum zurückzusetzen. Erneut beschwor ich das Mädchen herauf. Ihre strahlend blauen Augen, die zart geschwungenen Lippen. Und mir wurde schlagartig klar, was es war. »Ich bin verliebt«, platzte ich heraus. Es gab keinen Zweifel. »Ich bin in diese Frau verliebt. Und zwar nicht nur im Traum. Ich bin ihr begegnet. Ich kenne sie.« Die letzten drei Worte brachen mit einer Überzeugung aus mir heraus, die keinen Widerspruch duldete.

»Überlegen Sie ganz genau, Matt«, sagte Bronson beschwichtigend. »Woher kennen Sie die Frau?«

Ich nahm meine ganze Willenskraft zusammen, um aus dem Dämmer am Rande meines Bewusstseins weitere Erinnerungsfetzen hervorzuholen. Doch es passierte nichts. Frustriert und erschöpft schüttelte ich nur den

Kopf, griff zu dem Glas Wasser auf dem Tisch neben mir und nahm einen großen Schluck. »Im Moment ist das alles, was ich Ihnen sagen kann.«

»Wir sehen es nicht selten, dass Menschen bei Gedächtnisverlust besonders lebhaftere, realistische Träume haben, gerade weil sie über so wenig Erinnerungen verfügen«, sagte Dr. Bronson.

»Es fühlte sich zum Greifen real an.«

»Gab es zwischen den beiden Träumen irgendwelche Unterschiede? Irgendwelche Einzelheiten, die das eine Mal vorkamen und das andere Mal nicht? Wissen Sie, Matt, genau dasselbe mehrfach hintereinander zu träumen, das hat man äußerst selten.«

»Es war haargenau gleich«, beharrte ich. »Bis ins letzte Detail. War ja auch das erste Mal, sonst träume ich so gut wie gar nicht, ich meine, wovon denn auch? Mein Unterbewusstsein ist leergefegt, da gibt es herzlich wenig Stoff. Aber das hier ... so was habe ich noch nie erlebt.«

»Also, wir wissen immerhin, dass Sie vor Ihrem Unfall eine Zeit lang in London Polizist gewesen sind«, unternahm Dr. Bronson einen weiteren Vorstoß. »Halten Sie es für möglich, dass der Traum mit einem Fall zusammenhängt, an dem Sie mal gearbeitet haben?«

»Da muss ich wirklich passen«, sagte ich, diesmal in aller Aufrichtigkeit. Hinsichtlich meiner Tätigkeit bei Scotland Yard fischte ich im Trüben. Von Jane, der Kronzeugin meiner Vergangenheit, wusste ich nur, dass ich den Lehrerberuf an den Nagel gehängt und fünf Jahre lang in London als Freund und Helfer gearbeitet

hatte. Ich war ledig, hatte keine feste Freundin, und als ich in jener schicksalhaften Nacht vor fünf Monaten ins Schleudern kam, wusste niemand, woher ich kam, wohin ich wollte und wieso ich keine Ausweispapiere bei mir hatte.

Äußerlich wie innerlich ohne Identität. Alles, was ich je gewusst hatte, von der Festplatte gelöscht.

»An einem solchen Punkt kann uns die Hypnotherapie überaus wertvolle Dienste leisten«, sagte Dr. Bronson und beugte sich zu mir vor. »Wir sollten jetzt sofort eine Hypnotherapie anschließen und schauen, ob wir nicht ein bisschen mehr von diesem Traum hervorholen können. Vielleicht weist er uns eine neue Richtung.«

Die Hypnotherapie war fester Bestandteil unserer Sitzungen. Dr. Bronson versetzte mich in Trance. Ich selbst behielt davon keinerlei Erinnerung, sondern ein ums andere Mal nur weitere blinde Flecken in meiner löchrigen Erinnerungslandschaft. Wie Dr. Bronson nicht müde wurde zu betonen, diente die Maßnahme dazu, Gedächtnisfetzen aus den Tiefen meines Unterbewusstseins zu heben. Nur dass er bisher nichts Nennenswertes gehoben hatte. Die spärlichen, diffusen Eindrücke aus meiner Kindheit, von denen er mir hinterher erzählte, blieben mir seltsam fremd.

Ich war in einem Zwiespalt. Einerseits wollte ich mit seiner Hilfe herausfinden, ob sich der Traum in größere Zusammenhänge einordnen ließ. Andererseits fragte ich mich mit einem mulmigen Gefühl, was dabei zutage treten würde. Denn falls er auf realen Ereignissen beruhte, war ich direkt oder indirekt in diese Morde ver-

wickelt. Schließlich gewann die Vorsicht die Oberhand. Ich fühlte mich zunehmend unbehaglich dabei, mich Dr. Bronson auszuliefern.

»Tut mir leid, Doc, aber ich glaube, heute packe ich das nicht«, sagte ich und unterdrückte ein gespielteres Gähnen. »Ehrlich gesagt bin ich ziemlich fertig. Am besten lege ich mich hin und ruhe mich ein bisschen aus.«

»Es würde Ihnen mit Sicherheit helfen, Matt, noch eine halbe Stunde durchzuhalten. Das alles ist wirklich nur zu Ihrem Besten.«

Jetzt beäugte er mich mit einem misstrauischen Blick. Vielleicht lag ich ja vollkommen falsch, und ich wollte ihn auch nicht vergraulen, denn vorerst war er der einzige Schlüssel zu meinem alten Leben.

»Geben Sie sich einen Ruck«, redete er mir gut zu. »Wir haben hier eine echte Chance, und Sie wissen ja, wie sehr ich es an Ihnen schätze, dass Sie so aktiv an Ihrer Genesung mitarbeiten. Das hier könnte unser Durchbruch sein.«

Er rückte mir noch näher auf den Leib, nahm behutsam mein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte mein Gesicht sacht zu sich herum. Als ich ihm durch die rot geränderte Brille in die Augen blickte, befahl mir eine eindringliche innere Stimme, ich sollte bloß zusehen, aus dem Zimmer zu verschwinden.

Ich verließ mich auf meinen Instinkt. Er war das Einzige, was mir geblieben war.

»Tut mir wirklich leid, Doc«, sagte ich, während ich auf Abstand ging und mich an die Rücklehne drückte. »Mir geht es wirklich richtig mies.«

»Es wird Ihnen besser gehen, wenn ich Sie hypnotisiere.«

Sein Ton war so insistierend wie sein angespanntes Gesicht, und beides bereitete mir Unbehagen. Das vertraute onkelhafte Wohlwollen war verflogen. Aus seinem krampfhaften Lächeln sprach verbissener Eifer.

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf und machte ein klägliches Gesicht. »Für heute lieber nicht.«

Sein Eifer wich unverhohlener Missbilligung, wohl die letzte Waffe in seinem Arsenal gegen widerspenstige Patienten. »Sie nehmen doch noch Ihre Medikamente?«, fragte er.

»Selbstverständlich«, beteuerte ich, was nicht gelogen war, denn mir blieb kaum eine Wahl. Als die ganze Tragweite meiner Amnesie offen zutage trat, hatte Jane zu ihrer Entlastung einen Pfleger namens Tom ins Haus geholt, und Tom verabreichte mir meine Tabletten. Dabei sah er jedes Mal zu, wenn ich mir die Pillen einwarf, und wartete, bis ich sie mit einem Glas Wasser heruntergespült hatte. Anschließend musste ich den Mund weit öffnen, und er überprüfte, ob sie nicht noch irgendwo hinter den Backenzähnen steckten. Bei der ganzen Prozedur war er immer freundlich und zu einem Lachen aufgelegt, als seien wir eher Kumpel als Patient und Betreuer, doch in letzter Zeit hatte ich ihn, natürlich möglichst unauffällig, um keinen Verdacht zu erregen, genauer beobachtet, und je mehr ich von ihm sah, desto weniger überzeugte er mich in seiner Rolle. Der Kerl war groß und stämmig, Anfang bis Mitte dreißig, mit einem harten, verlebten Gesicht, einem kräftigen Nuss-

knackerkinn und einer markanten Narbe. Er ähnelte den muskelbepackten Schauspielern in den Kriegsfilmern, die ich mir seit Wochen serienweise reinzog. Außerdem hatte er etwas mit meiner Schwester angefangen – in manchen Nächten hörte ich sie vögeln – was sicher gegen das Berufsethos verstieß und sich in meinen Augen für eine Pflegekraft nicht gehörte. Aber was wusste ich schon? Jedenfalls hatte ich vor einer Woche den Beschluss gefasst, die Pillen abzusetzen, da mir dasselbe Bauchgefühl, das mich eben vor der üblichen Hypnose-Sitzung gewarnt hatte, beharrlich sagte, dass die Medikamente mir nicht halfen, sondern schaden. Dabei war mir die Entscheidung nicht leicht gefallen. In meiner Situation war ich ganz und gar auf Jane, Tom und Dr. Bronson angewiesen. Sie waren mein ganzer Halt, mein Bollwerk gegen eine dunkle, bedrohliche Welt da draußen, in der ich mich alleine nicht zurecht fand, kurz gesagt, alles, was ich hatte.

Aber halfen sie mir auch? Ich wusste es einfach nicht.

Daher hatte ich vor einer Woche einen Plan gefasst. Solange Tom in voller Lebensgröße vor mir stand, blieb mir nichts anderes übrig, als die Pillen einzunehmen, doch so oft wie möglich schob ich sie mir zwischen Backe und Zahnfleisch und spuckte sie später aus. Da das nur selten gelang, musste ich sie in den meisten Fällen herunterschlucken, mich, sobald Tom weg war, heimlich zur Toilette schleichen und so leise wie möglich erbrechen. Dann spülte ich mir Mund und Gesicht, versprühte ein wenig Raumspray und kehrte in mein Zimmer zurück, ohne dass es jemand merkte.

Im Großen und Ganzen ließ mich mein Gedächtnis nach wie vor im Stich, doch immerhin schimmerten gespenstisch diffus Bilder aus meiner Kindheit auf – wie ich ein Mädchen küsse; wie ich Fahrrad fahre und dergleichen – um sofort wieder zu verblassen. Und sie kamen öfter.

Nachdem jetzt auch noch die Träume angefangen hatten, hegte ich die leise Hoffnung, zwischen ihnen und den Momentaufnahmen Zusammenhänge zu entdecken.

Dr. Bronson erklärte mir eindringlich, wie wichtig es für mich sei, meine Medikamente zu nehmen, doch ich hörte nicht mehr hin. In seiner Anwesenheit fühlte ich mich zunehmend bedroht.

Etwas wackelig auf den Beinen stand ich auf und schluckte schwer. »Du liebe Güte, ich glaube, ich muss mich übergeben.«

Für einen so kräftigen Mann reagierte Dr. Bronson blitzschnell und rückte mit seinem Stuhl zurück, um nichts abzubekommen. Ich wandte mich zur Tür und tappte mit betont schwerfälligen Schritten in den Flur.

In der Küche redeten Jane und Tom leise miteinander. Sie mussten mich gehört haben, denn Jane steckte den Kopf durch den Türspalt und musterte mich mit einem besorgten Lächeln.

»Fehlt dir was, Matt?«, fragte sie.

Ich redete mich wie bei Dr. Bronson heraus und eilte die Treppe hoch zum Bad.

»Ach, du Armer«, rief sie mir hinterher. »Tom kann dir etwas zur Beruhigung geben.«

»Geht schon«, antwortete ich, ohne mich umzudrehen. »Ich hau' mich gleich aufs Bett.« Noch während ich sprach, gingen mir zwei Dinge durch den Kopf. Erstens: Meine Schwester hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit mir. Sie hat rotes Haar, ich braunes; sie hat einen hellen Teint mit Sommersprossen, ich bin eher der mediterrane Typ; im Gegensatz zu meiner Körpergröße und meinem kräftigen Knochenbau ist sie klein und zierlich. Wir hätten nicht unterschiedlicher sein können. Der zweite Gedanke machte mir noch mehr zu schaffen: Ich war scharf auf sie. Richtig scharf, und zwar von dem Moment an, als ich aus dem Koma erwachte und die Augen aufbekam. Als sie mir sagte, wer sie sei, traf es mich wie ein Schock. Ungelogen. Später ging ich davon aus, dass meine Gefühle von selbst verschwinden würden, aber Fehlanzeige. Sie war die einzige Frau, zu der ich Zugang hatte, und es wurde nur noch schlimmer. Ich wünschte mir, sie würde aus meinem Gesichtsfeld verschwinden. Und auf Tom war ich höllisch eifersüchtig.

Als ich nach meiner Zwischenstation im Badezimmer mein Zimmer erreichte, öffnete ich die Tür und schlug sie laut vernehmlich wieder zu, ohne hineinzugehen. Dann wartete ich eine Minute, bevor ich mich zum Treppenabsatz zurückschlich und die leisen Stimmen unten im Flur belauschte. Alle drei sprachen gedämpft miteinander, doch ich schnappte ein paar Satzketten auf und registrierte den veränderten, angespannten und – geschäftsmäßigen Ton. »Wie lange noch?«, zischte meine Schwester eine Spur zu laut und gereizt, was in

deutlichem Kontrast zu ihrer freundlichen, fürsorglichen Art mir gegenüberstand. Man brauchte kein Hellseher zu sein, um zu begreifen, dass sie wissen wollte, wie lange sie sich noch um mich kümmern sollte. Ich zuckte zusammen, weil ich mich die ganze Zeit auf sie verlassen hatte und ihre wahren Gefühle wenig schmeichelfhaft fand.

Wenn ich mich nicht irrte, sagte der Doktor, sie seien nah dran, oder so etwas in der Art; dann gingen sie in die Küche, und ich konnte sie nicht mehr hören.

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Was dachte ich mir eigentlich dabei, ihnen so aufzulauern? Ich fühlte mich wie ein ungezogenes Kind, das ein Gespräch der Erwachsenen belauscht.

Doch genau in diesem Moment stieg eine neue Erinnerung auf: Glasklar sehe ich vor mir, wie ich mich als Junge hinter einer halb geöffneten Tür verstecke und Zeuge eines Streits zwischen meinen Eltern werde: Vor allem aber steht da jemand neben mir, ein Junge, älter und größer. Als ich mich zu ihm umdrehe, kann ich zwar sein Gesicht nicht erkennen, doch das macht nichts. Mit absoluter Sicherheit weiß ich, dass es mein Bruder ist.

Die Sache hatte nur einen Haken: Angeblich besaß ich keinen Bruder.

2

Das Haus meiner Schwester war groß und geräumig; es stammte aus der Zeit um 1900, als man noch solide und nachhaltig für mehrere Generationen baute. Es stand auf einer abgelegenen Halbinsel an der Küste von Wales. Mein Schlafzimmer befand sich weit vom Schuss an der Rückseite des Gebäudes, wohl möglichst weit von Janes Zimmer entfernt, damit ich sie und Tom nachts nicht hörte. Leider ging ihre Rechnung nicht auf. Der Raum, wohl ein ehemaliges Kinderzimmer, war mit einem Einzelbett, ein paar Bildern an der Wand und einem alten Foto von meinen Eltern auf dem Nachttisch spartanisch eingerichtet. Beide Eltern waren vor Jahren gestorben: mein Vater 1997 am Herzinfarkt, meine Mutter fünf Jahre später an Brustkrebs. Dr. Bronson schärfte mir ein, mich jeden Tag in das Foto zu vertiefen, um weitere Erinnerungen auszulösen – ich musste es sogar mehrmals zu den Sitzungen mitbringen – doch bis jetzt starrten mir immer noch zwei Fremde entgegen. Bis jetzt. Als ich mich auf die Bettkante setzte und hilflos registrierte, wie sich das Bild meines Bruders verflüchtigte, starrte ich einmal wieder auf das Foto,

und mit einem Mal flackerte der leiseste Anflug des Wiedererkennens auf – nur das unbestimmte Gefühl, sie schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Nichts Konkretes, aber immerhin.

Es klopfte an der Tür. Jane.

Ich legte mich aufs Bett, setzte eine elende Miene auf und bat sie herein.

Sie kam mit einer Tasse Tee und einem teilnahmsvollen Lächeln. »Geht's wieder?«

Auf den Ellbogen gestützt, entgegnete ich mit schwachem Lächeln: »Ein bisschen besser.« Mir lag schon der Vorwand auf der Zunge, ich könnte etwas frische Luft gebrauchen, doch im letzten Moment überlegte ich es mir anders. Wenn ich ihr erzählte, dass ich einen Spaziergang machen wollte, würde sie darauf bestehen, entweder selbst mitzukommen oder Tom als Begleiter abzuordnen, damit ich mich nicht irgendwo in den Wäldern rings ums Haus verirrte, ihre übliche Erklärung, als sei ich ein hilfloses, kleines Kind.

»Hier, der wird dir guttun.« Als sie den Tee auf den Nachttisch mit dem Foto unserer Eltern stellte, atmete ich den schwachen Duft ihres Parfüms ein. Meine Schwester war eine attraktive Frau. Mit sechsunddreißig war sie drei Jahre jünger als ich, doch sie wäre locker für dreißig durchgegangen. Mit ihrer makellosen Porzellanhaut und ihrer grazilen Figur hatte sie etwas Zerbrechliches, Mädchenhaftes, das in eigentümlichem Widerspruch zu ihrem Selbstvertrauen stand, einer Ausstrahlung von Stärke, die auf Männer anziehend wirkte, jedenfalls auf mich.

Auch mit meinen Eltern hatte sie nicht die geringste Ähnlichkeit.

Ich bedankte mich und nahm das Foto zur Hand. »Erzähl mir von Mom und Dad.«

Als hätte sie nur auf das Stichwort gewartet, legte sie los: wie sie sich beim Tanzen kennengelernt und nach einer stürmischen Romanze schon bald geheiratet hätten; wie Dad bis spätabends in seiner kleinen Druckerei gearbeitet und Mom uns beide großgezogen habe; wie wir in den Ferien zum Zelten nach Cornwall, gelegentlich auch nach Frankreich gefahren seien. Während sie sprach, wirkte das Lächeln in ihrem Gesicht nicht nur hübsch, sondern auch ehrlich. Es klang lebhaft, als schöpfe sie aus einem echten Fundus, während ich mich an nichts davon erinnern konnte. Ich bat sie, mir unser altes Haus in Sutton zu beschreiben, und sie tat mir den Gefallen. In allen Einzelheiten. Ich versuchte es mir vorzustellen, keine Chance. Vor einigen Wochen hatte ich sie gefragt, ob sie nicht einmal mit mir dorthin fahren und mir unsere Straße zeigen könne, um in meinem Kopf etwas anzustoßen. Genau wie Dr. Bronson hielt sie den Vorschlag für eine gute Idee, doch bis heute war nichts daraus geworden.

»Das wird schon wieder, Matt«, sagte sie, und während sie mir zur Aufmunterung die Hand auf die Schulter legte, trat sie vom Bett zurück, als könne ich zudringlich werden, wenn sie auch nur eine Sekunde länger blieb. Natürlich hatte ich meine unkeuschen Gefühle für mich behalten und mich immer korrekt benommen. Um Komplikationen vorzubeugen, mied ich sogar jeden

Körperkontakt. In diesem Moment fragte ich mich allerdings, ob sie trotzdem ahnte, dass ich nicht nur brüderliche Gefühle für sie hegte.

Ich seufzte. »Ja, ich weiß. Früher oder später. Es dauert mir nur einfach zu lang.«

»Wenn ich Dr. Bronson richtig verstanden habe, sieht er diese Woche einige Fortschritte. Offenbar hofft er, dass die ersten Erinnerungen jeden Moment wiederkommen könnten.«

Ich staunte nicht schlecht. Hatte mir der Doktor nicht eben erst strengste Verschwiegenheit zugesagt, so wie es sein Berufsethos verlangte? Kein Wort, das in den vier Wänden der Bibliothek, unserem Therapiezimmer, falle, so hatte er ein ums andere Mal beteuert, dringe je nach draußen. Doch ich ließ die Sache auf sich beruhen. »Mir sind ein paar Momentaufnahmen hochgekommen«, sagte ich, »aber nichts Konkretes.« Auf gar keinen Fall würde ich ihr von meinem Traum erzählen, und ich konnte nur hoffen, dass auch Dr. Bronson den Mund hielt. Schließlich wollte ich nicht, dass mich meine Schwester für einen Irren hielt.

»Er hat gesagt, du hättest heute die Hypnotherapie verweigert«, fügte sie mit vorwurfsvoller Miene hinzu.

Ich runzelte die Stirn. »Ach, hat er das?«

»Du weißt, du musst ihm vertrauen, Matt. Der Mann kostet mich ein Vermögen – er gilt als Koryphäe, so jemand hat seinen Preis. Bitte beherzige seinen Rat – es ist doch nur zu deinem Besten.«

»Mach ich.«

»Er ist noch im Haus, falls du es dir anders überlegst. Ist doch irgendwie ärgerlich, ihn von London herkommen zu lassen, um die Sitzung mittendrin abubrechen. Besonders, wenn du gerade Fortschritte machst.«

»Heute schaff ich es einfach nicht, tut mir leid, Schwesterherz.«

»Das sind jedes Mal sechshundert Pfund«, sagte sie und gab sich keine Mühe, ihre Missbilligung zu verbergen.

So sehr ich es hasste, sie zu verärgern, was mir offenbar gründlich gelungen war, blieb ich hart. »Verstehe ich ja, und es tut mir leid, aber, wie gesagt, ich fühle mich dem heute nicht gewachsen.«

Sie stöhnte verdrießlich auf, verließ kopfschüttelnd das Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

So hatte ich Jane noch nie erlebt. Sonst überschlug sie sich vor Nachsicht. Andererseits hatte ich mich bis heute auch stets gefügt. Mir kam ihre Frage an den Doktor wieder in den Sinn: *Wie lange noch?* Klang so eine besorgte Schwester?

Mein Blick fiel auf die Tasse Tee. Ums Verrecken würde ich das Gebräu nicht trinken. Wetten, dass es eine reichliche Extradosis von dem Medikamentencocktail enthielt, den sie mir seit Monaten verabreichten und der mich so zu einem willenlosen Weichei machte?

Wie zur Bestätigung meines Boykotts fühlte ich mich in diesem Moment alles andere als krank und elend; seit meiner Ankunft im Haus war es mir noch nie so gut gegangen.

Und dann traf mich die Erkenntnis wie der Blitz: Ich

musste raus. Ich brauchte Beinfreiheit, ich brauchte Luft zum Atmen.

Ich musste ungestört nachdenken, um mein Gedächtnis wiederzuerlangen.

Ich wartete einige Minuten, bis ich hörte, wie Dr. Bronsons Wagen auf der Kieseinfahrt das Grundstück verließ, stand auf und trat an das altmodische Schiebefenster. Ich löste den Riegel so weit, bis er klemmte. Dicht vor dem Fenster stand eine Buche, die mit einigen Zweigen verführerisch nahe ans Haus heranragte. Ohne lange zu überlegen, schob ich mich durch den Spalt nach draußen, klammerte mich mit den Händen an der Fensterbank fest und baumelte mit den Beinen in der Luft. Für einen Invaliden, der monatelang nur herumgesessen hatte, waren knapp zwei Meter eine beträchtliche Höhe, doch für solche Bedenken war es jetzt zu spät, und nach einem kurzen Blick nach unten ließ ich mich fallen. Es war ein unbeschreibliches Gefühl – als hätte ich mich nach ewigem Zaudern und Zagen im Leben endlich einmal etwas getraut.

Ich schlug hart auf und rollte mich zur Seite. Ich biss die Zähne zusammen; sobald der stechende Schmerz in den Fersen nachließ, rappelte ich mich langsam auf und warf einen prüfenden Blick ins Fenster zum Hauswirtschaftsraum. Dahinter lag die Küche, und durch die offene Tür sah ich Jane und Tom ins Gespräch vertieft. Er lehnte mit dem Rücken an einer Arbeitsplatte und nickte, sie führte lebhaft gestikulierend das Wort. Sie wirkte gestresst. Tom nicht. Wie immer war er die Ruhe selbst. Groß und stark, mit einer Dickhäutigkeit wie ein

Elefant, gehörte er zu den Kerlen, die nicht die Stimme zu erheben brauchten, um sich Gehör zu verschaffen. Vor meinen Augen legte er Jane lächelnd die Hand auf die Schulter. Die Berührung schien sie zu beschwichtigen. Sie reckte sich zu ihm hoch, und als sie ihn küsste, versetzte es mir einen heftigen Stich.

Wenigstens hatten sie mich nicht bemerkt. Entschlossen drehte ich mich um und rannte quer über den Rasen Richtung Wald. Wohin ich lief und wozu, war mir egal, doch eins wusste ich genau: Es fühlte sich fantastisch an, aus diesem Haus wegzukommen, das mir immer mehr zum Gefängnis geworden war.

Als ich tief genug ins Unterholz eingedrungen war, um mich sicher zu fühlen, drosselte ich das Tempo und sog gierig sämtliche Geräusche und Gerüche der Natur ein. Es war ein milder Septembertag, es lag noch etwas Sommer in der Luft. Jane lebte schon seit dem Tod ihres Mannes vor zehn Jahren hier draußen; er war älter gewesen als sie und hatte ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Sie hatte sich aus freien Stücken zu diesem zurückgezogenen Leben entschlossen. Einmal hatte sie mir ein Foto von ihrem Mann gezeigt – offenbar waren wir uns über die Jahre einige Male begegnet, und er hatte mich gemocht. Da ich nicht die leiseste Erinnerung an ihn hatte, konnte ich nicht sagen, ob die Zuneigung auf Gegenseitigkeit beruhte.

Ich verfluchte, was aus mir geworden war: ein von sprunghaften Eingebungen geleiteter Invalide, eine leere Hülse, ein Mensch ohne Gesprächsstoff, wenn man von einer angeblichen Schwester absah, von einem vier-

schrötigen Pfleger und einem Seelenklempner, dessen therapeutische Absichten mir mit jedem Tag suspekter wurden. Da war es fast ein Trost, dass es auch keinen Menschen auf der Welt gab, mit dem dieses erbärmliche Subjekt seinen kümmerlichen Erfahrungsschatz hätte teilen können.

Ich war vollkommen allein.

Sachte fasste ich mir an die zehn Zentimeter lange, flache Narbe, die in einer diagonalen Linie vom Haaransatz quer über die Stirn zur linken Schläfe sichelförmig nach unten verlief. Sie war etwa so breit wie der Fingernagel eines Kindes und rührte von dem Unfall her, dem ich meinen Gedächtnisverlust verdankte. Kein Mensch wusste, was ich in jener Nacht dort draußen auf der Straße verloren hatte, noch dazu in einem fremden Wagen. Die Flammen hatten nicht nur die Nummernschilder, sondern sogar die Fahrzeugidentifikationsnummer versengt, sodass auch kein Halter zu ermitteln war. Dass ich keine Ausweispapiere bei mir hatte, als man mich, nach einem anonymen Notruf, bewusstlos in der Nähe des Unfallorts fand, gab weitere Rätsel auf. Erst als Jane über eine Woche später Vermisstenanzeige erstattete und außerdem der Reihe nach die umliegenden Krankenhäuser anrief, spürte sie mich auf – bei Lichte betrachtet eine ziemlich unwahrscheinliche Häufung von Glück im Unglück.

Ich hatte noch weitere Narben am Körper, von denen mindestens zwei, für die auch Jane keine Erklärung hatte, offensichtlich älteren Datums waren. Doch die am Kopf zog mich immer wieder magisch an. Seit dem Kel-

lersturz reagierte sie schmerzempfindlich auf Berührung, und sie sah noch ziemlich frisch aus. Ich verbarg sie unter ein paar locker in die Stirn gekämmten Strähnen, betrachtete sie jedoch immer wieder, fünf-, zehn-, zwanzigmal am Tag im Spiegel, wie ein Orakel, das mir sagen kann, wer ich bin, wer ich bin.

Hinter mir rief Tom meinen Namen, und es klang alarmiert. Also hatten sie mein Verschwinden schon bemerkt. Das war schnell. Wahrscheinlich war Tom in mein Zimmer gegangen, um sicherzustellen, dass ich meinen Tee getrunken hatte, und hatte neben der vollen Tasse das leere Bett bemerkt.

Ich rannte los, dabei wusste ich, dass es nicht ratsam war, Tom ans Bein zu pinkeln. Als mir einmal wirklich übel gewesen war, hatte ich mich geweigert, die Medikamente zu nehmen, und ihn gefragt, ob es ihm etwas ausmache, wenn ich die Pillen später schluckte. Er sagte, er könne warten, ich sagte, das sei nicht nötig, er solle mir vertrauen. Doch er blieb dabei. Ich erinnere mich an den genauen Wortlaut und den barschen, mühsam beherrschten Ton, als er mir zur Antwort gab: »Es ist mein Job, dafür zu sorgen, dass Sie Ihre verdammten Pillen schlucken, und ich nehme meinen Job ernst. Haben Sie Probleme damit?« Dabei sah er mich so eiskalt an, dass ich eine Gänsehaut bekam und dachte, dass er mit dem Pflegedienst definitiv die falsche Berufswahl getroffen hatte. Und ich war von da an auf der Hut.

Doch jetzt nahm ich es in Kauf, seinen geballten Zorn auf mich zu laden, denn ich wollte allein sein. Nein, ich musste allein sein.

Ich beschleunigte meine Schritte. Schon nach einer Minute kam ich ins Keuchen und hatte Stiche in der Brust. Doch es fühlte sich gut an. Ich fühlte mich lebendig. Ich war frei ... und sei es auch nur für wenige Stunden. Leider Gottes bot der Wald keine ausreichende Deckung. Und natürlich war Tom um ein Vielfaches durchtrainierter als ich, sodass ich an den Fingern einer Hand abzählen konnte, wie schnell er mich einholen würde. Seine Stimme war zwar noch weit genug weg, aber näher als erhofft, und sie klang eindeutig gereizt.

Ich musste mich entscheiden. Ich konnte am Waldrand entlang ins Landesinnere laufen. In die Richtung hatte ich mit Jane einmal einen Spaziergang gemacht. Knapp einen Kilometer voraus gab es ein Gehöft in einem verwilderten Garten, das einen idealen Unterschlupf bot; fragte sich nur, ob ich es erreichte, bevor mich Tom einfing. Bog ich dagegen nach links ab, kam ich zur Spitze der Halbinsel, an der das Gelände in einer Steilklippe endete; andererseits bot sich dort wohl kaum ein geeigneter Sichtschutz, und ich fragte mich allmählich, was ich mir überhaupt dabei gedacht hatte, so Hals über Kopf davonzulaufen. Wo sollte ich auch hin? Ich hatte kein Geld. Keine Freunde. Kein gar nichts. Früher oder später würde mir nichts anderes übrig bleiben, als zurückzukehren.

Mein Bauchgefühl protestierte energisch.

Ich kam auf der anderen Seite aus dem Wald. Vor mir lag eine ungefähr hundert Meter breite Wiese, die bis an die Klippe reichte. Ich hatte schon einige Male dort gestanden und den Blick genossen. Es war ein Ort von

wilder, einsamer Schönheit, fernab der Zivilisation, mit einer Handvoll weiß getünchten Cottages am Horizont. Heute tauchte die strahlende Herbstsonne den blassblauen Himmel in ein warmes Licht.

Keine Zeit für die schöne Aussicht. Ich warf einen Blick über die Schulter. Von Tom war weit und breit nichts zu sehen, und so preschte ich über Kaninchenlöcher und Grasbüschel voran. Auf halber Strecke sah ich mich noch einmal um. Die Luft war rein. Das letzte Stück vor der Klippe legte ich einen Endspurt ein und spähte in die Tiefe. An diesem Teil der Halbinsel war der Küstenstreifen nicht felsig und schroff, sondern eher ein grasbewachsener, steiniger Hang, der allmählich zum Meer hin abfiel und erst auf den letzten zehn Metern steil ins Wasser hinunterragte. Natürlich hatte auch dieses Gelände seine Tücken, doch schlimmstenfalls rollte ich unsanft hinab.

Bei meinem Abstieg fand ich mit den Füßen an den Felsbrocken Halt. Am oberen Ende hatte ich die Wiese in Augenhöhe und konnte nach Tom Ausschau halten.

Nicht lange, und er trat zwischen den Bäumen hervor – fast genau an der Stelle, an der ich losgelaufen war, doch ob er mich entdeckt hatte, konnte ich nicht sagen. Wütend blickte er im Kreis und rief meinen Namen. Doch dann tat er etwas, womit ich wirklich nicht gerechnet hatte. Er sprintete los und kam schnurgerade auf mich zu, als wüsste er haargenau, wo ich war, auch wenn er mich offensichtlich nicht sehen konnte. Ich warf einen Blick in die Tiefe. Amnesie hatte auch ihr Gutes, denn ich konnte mich nicht entsinnen, ob ich an

irgendwelchen Phobien litt, etwa an Höhenangst. Wohl eher nicht, denn der Abgrund ließ mich kalt. Etwa sieben Meter unter mir flachte der Hang zu einem etwa zwei, drei Meter breiten Plateau ab, darunter wurde er wieder steiler. Auf diesem Sims entdeckte ich ein paar dichte Ginsterbüsche, ein gutes Versteck. Wenn ich mich darunter duckte, wäre ich von oben unsichtbar. Es schien mir die Sache wert, und so kletterte ich los.

Ich sollte nicht weit kommen. Der Stein, auf den ich den rechten Fuß setzte, löste sich genau in dem Moment, als ich das linke Bein hob; ich verlor das Gleichgewicht und taumelte nach hinten. Im freien Fall schlug ich einen Purzelbaum, und die sonnengebleichten Felsen zwischen den spärlichen Grasbüscheln rasten mir entgegen. Um den Aufprall abzufangen, streckte ich instinktiv die Arme aus, bevor ich zu meinem Glück in einem der Ginsterbüsche landete und trotz der Dornen, die mir die Haut blutig ritzten, weicher landete als befürchtet, vom Schwung ein Stück weiterrollte und schließlich gefährlich nahe am Felsrand liegen blieb. Immerhin hatte ich mir ausnahmsweise einmal nicht den Kopf angeschlagen. Stöhnend vor Schmerz kroch ich unter den Ginster und rührte mich nicht mehr vom Fleck. Im selben Moment hörte ich Tom mehrere Male meinen Namen rufen. Als ich nicht reagierte, gab er irgendwann auf. Ich machte es mir bequem und richtete mich auf eine längere Wartezeit ein, um ganz sicherzugehen, dass er wirklich umgekehrt war. Vor Erschöpfung fielen mir die Augen zu.

3

Carl Hughie – für seine Leute Mr. H – hatte drei Laster: Rauchen, Glücksspiel und Prostituierte. Im Moment frönte er allen dreien. Die Prostituierte machte sich gerade im Badezimmer des Hotelzimmers fertig, und Mister H hatte es sich, in den hauseigenen Bademantel gehüllt und die *Racing Post* auf den Knien ausgebreitet, in einem Clubsessel bequem gemacht, paffte eine seiner billigen Zigarren und setzte telefonisch eine Wette bei Ladbroke's. Das Leben meinte es richtig gut mit ihm.

Im Rahmen seiner Möglichkeiten war Mister H ein mächtiger Mann. Er kannte gewisse Leute und konnte Strippen ziehen. So wie der Mann, für den er arbeitete, war er auf dem aufsteigenden Ast. Als ewiger Junggeselle genoss er auch noch mit fünfzig Jahren die angenehmen Seiten des Lebens. Die Frau im Badezimmer kostete ihn einen Riesen pro Nacht – ein Sümmchen, das sein offizielles Einkommen nicht hergab, das er sich jedoch spielend leisten konnte. Und bei Gott, sie war jeden Penny wert. Sie nannte sich Magdalena und machte Dinge mit einem Mann, die er sich nicht einmal hätte träumen lassen. Unglückseligerweise sah er genau in dem

Moment, als er die Wette abschloss, im Fernseher an der gegenüberliegenden Wand das Foto eines grauhaarigen Mannes und las im Bildtext darunter, in St Lucia seien zwei britische Staatsbürger ermordet aufgefunden worden.

Den Mann auf dem Foto erkannte Mr. H auf Anhieb wieder.

Mister H griff zur Fernbedienung und stellte den Ton lauter. Bei den Toten, so die Berichterstattung, handele es sich um einen gewissen Maurice Bufton und seine zwanzigjährige Tochter. Man vermutete, hieß es weiter, dass ein Einbruch in der Villa eskaliert sei. Unbestätigten Berichten zufolge war Bufton im Übrigen vor seinem Tod gefoltert worden.

Mister H wusste sofort, dass es sich mitnichten um einen aus dem Ruder gelaufenen Einbruch handelte, sondern um eine Geschichte von höchster Brisanz. Bufton, der sich aus allen seinen Geschäften zurückgezogen hatte, um seinen Ruhestand in der karibischen Sonne zu genießen, wusste etwas, das andere unbedingt erfahren wollten und das ihm, da war sich Mister H. sicher, vor seinem Tod gewaltsam entlockt worden war. Und nun hatte Mister H ein ernstes Problem.

Im Baby-Doll-Negligee zu hochhackigen Pumps erschien mit verführerischem Lächeln Magdalena in der Badezimmertür, doch in diesem Moment hätte sie genauso gut einen blauen Overall zur Clownsmaske tragen können. »Zieh dir was über und schnapp dir einen Drink an der Bar«, sagte er mit einer abwimmelnden Handbewegung. »Mir ist was Geschäftliches dazwi-

schengekommen.« Sie schmollte, hütete sich jedoch, einem Freier zu widersprechen. Er holte sein Handy aus der Tasche und wartete, bis sie sich angekleidet und den Raum verlassen hatte.

Dann ließ er weitere dreißig Sekunden verstreichen und drückte per Kurzwahl eine Nummer.

»Was gibt's?«, fragte sein Boss.

»Sie haben Bufton kaltgemacht.«

Am anderen Ende herrschte Schweigen. »Wer sagt, dass sie das waren?«

»In den Nachrichten ist von einem außer Kontrolle geratenen Einbruch die Rede, aber er wurde auch gefoltert, schätze, das ist kein Zufall.«

Mister H's Boss stieß einen tiefen Seufzer aus. »Dann haben wir ein echtes Problem. Wir können es uns nicht leisten, unseren Mann zu verlieren. Zumindest nicht, bevor wir herausgefunden haben, was er weiß.«

»Was soll ich machen?«

»Ruf' in dem Haus an, in dem sie ihn festhalten. Sag ihnen, sie sollen ihn ruhigstellen und für ein paar Tage mit ihm untertauchen. Egal, wie, lös das Problem, und zwar pronto. Und sag diesem verdammten Seelenklempner, er soll unsere Geduld nicht länger strapazieren. Wir wollen Resultate sehen.«

Mister H war so etwas wie ein Impresario oder Mädchen für alles. Er verfügte über gute Kontakte, erledigte, was es zu erledigen gab, und war nicht allzu zimperlich, wenn dabei jemand zu Schaden kam. Einen Mann mit solchen Qualitäten gab es nicht zum Billigtarif, doch zum Glück ließ der Boss sich seine Dienste etwas

kosten. Da Mister H nicht auf den Kopf gefallen war, wusste er allerdings auch, dass der Geldstrom schnell versiegen konnte, falls er einen so wichtigen Auftrag wie diesen vermasselte. Im Klartext: Er musste in kürzester Zeit einen Plan B aus dem Boden stampfen. Doch erst einmal war das Haus zu räumen.

Der Handyempfang draußen an der Küste war lausig; er drückte seine Zigarre aus und wählte den Festnetzanschluss. Es klingelte ... und klingelte ... und klingelte.

Schließlich sah er auf die Uhr: halb acht. Schon so spät. Es musste jemand da sein. Er holte tief Luft, befahl sich, die Nerven zu bewahren, und wählte erneut.

Auch diesmal hob niemand ab.

4

Als ich aus dem Schlaf schreckte, lag ich auf dem Rücken und blickte in den dunklen Himmel. Am Rande meines Gesichtsfelds sah ich, wie das letzte Abendrot am Horizont versank. Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, wo ich war. Ich sah auf die Uhr. Es war acht. Du liebe Güte, demnach war ich für drei Stunden eingedöst. In letzter Zeit schlief ich nicht besonders gut und hatte wohl Nachholbedarf. Außerdem hatte ich geträumt. Kurze, lebhaftere Träume, vielleicht Erinnerungen aus meinem verschütteten Leben. Vielleicht auch nicht. Wie sollte ich Traum und Wirklichkeit auseinanderhalten?

Ich horchte auf die Brandung, die unter mir an die Felsen schlug, und auf die Schreie der Seemöwen, die in den Klippen heimisch waren. Tom schien nicht mehr in der Nähe zu sein.

Ich versuchte mir die Träume einzuprägen und so abzuspeichern, dass ich später die einzelnen Episoden analysieren konnte, doch es strengte mich zu sehr an, und da mir andere Gedanken dazwischenkamen, gab ich auf. Mir war kalt, ich hatte Hunger. Und es machte

mir Angst, allein zu sein. Selbst wenn ich ihren Beweggründen nicht mehr trauen konnte, waren Jane und Tom immer noch die einzigen Menschen, die überhaupt nach mir suchten, und plötzlich sehnte ich mich nach der Geborgenheit des Hauses und lechzte nach einer anständigen Mahlzeit. Ich würde den Schimpf über mich ergehen lassen und konnte mir danach immer noch in Ruhe überlegen, ob es andere Optionen für mich gab.

Auf jeden Fall musste ich erst einmal im allerletzten Dämmerlicht die Klippe hinaufklettern. Ein Blick über den Rand des Felsvorsprungs machte mir klar, wie tief ich fallen würde, falls ich noch einmal ausrutschte. Doch da es mich mit aller Macht nach Hause drängte, machte ich mich unverzüglich an den Aufstieg.

Schon nach knapp einer Viertelstunde sah ich das Haus vor mir. Ich legte eine kurze Atempause ein und betrachtete das Anwesen aus sicherer Entfernung – ein schöner Bau aus dem heimischen Stein gemauert und ringsum in gepflegte Rasenflächen eingebettet. Auch wenn es innen wie außen bessere Tage gesehen hatte, war es immer noch ein stattliches Domizil. Auf beiden Etagen brannte Licht, an allen Fenstern waren die Gardinen zugezogen. Draußen rührte sich nichts.

Ich besaß keinen Schlüssel – Jane hielt nichts davon –, und so lief ich ums Haus und spähte zum Küchenfenster hinein. Die Deckenlampe brannte, doch es war niemand im Raum; außerdem standen keine Töpfe, kein Abwasch oder Reste vom Abendessen herum, woraus ich nur schließen konnte, dass sie ausgeschwärmt waren,

um mich zu suchen. Unglücklicherweise hatte ich keine Möglichkeit, mich bei ihnen zu melden. Im Gegensatz zu Jane und Tom besaß ich – wozu auch? –, kein Handy. Zwar hatte mir meine Schwester einmal vage in Aussicht gestellt, mir für den Notfall eins zu besorgen, doch wie so oft ließ sie der Absichtserklärung keine Taten folgen.

Zum Glück war die Hintertür nicht abgeschlossen. Während ich das Haus betrat, suchte ich nach einer logischen Erklärung für meinen Ausflug. Ich dachte nicht daran, wie ein Kind, das etwas ausgefressen hat, heimlich in mein Zimmer zu schleichen. Schließlich war ich ein erwachsener Mann und hatte mir nichts zuschulden kommen lassen. Als sei alles in bester Ordnung, rief ich aus der Küche in möglichst unbekümmertem Ton nach Jane.

Prompt näherten sich Schritte, und im nächsten Moment erschien eine fremde Frau in der Tür. Sie erinnerte an die überschlanken kalifornischen Frauen aus den Fernsehserien: durchtrainiert, sonnengebräunt, das naturblonde Haar zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Daher war ich kein bisschen verwundert, als sie mich mit unverkennbar amerikanischem Akzent begrüßte.

»Sie müssen Janes Bruder Matt sein«, sagte sie mit einem breiten, selbstbewussten Lächeln und kam auf mich zu, um mir die Hand zu schütteln. Ich machte wohl ein verdutztes Gesicht, denn sie fügte rasch hinzu: »Ich bin Pen, eine alte Freundin aus der Collegezeit. Sie hat mir unterschlagen, wie sexy ihr Bruder ist.«



Simon Kernick

Das Erwachen

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43840-8

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2015

Bin ich ein Cop - oder ein Killer?

Nach einem Autounfall hat Nick Barron das Gedächtnis verloren. Er weiß nur, dass er in seinem vorigen Leben ein Cop war. Jetzt wohnt Barron bei seiner Schwester in einem einsamen Landhaus. Doch schnell kommt ihm der Verdacht, dass die Menschen um ihn herum ihn belügen. Als eine Bande maskierter Killer das Haus überfällt, bricht für Barron die Hölle los. Offensichtlich verfügt er über ein gefährliches Wissen – doch er kann sich an nichts erinnern. Es beginnt eine furiose Hetzjagd ...

 [Der Titel im Katalog](#)